J. Macha

Dialekt und Standardsprache

Ausprägung und Gebrauch bei rheinisch-ripuarischen Sprechern

Zusammenfassung

Der Beitrag thematisiert das "Sprachleben" im Rheinland. Es werden Aspekte diskutiert, die die sprachstrukturelle Ausprägung von Dialekt und Standardsprache sowie den Gebrauch der beiden Varietäten betreffen. Dabei werden Anmerkungen zur Praktikabilität des Domänenkonzepts gemacht, außerdem fällt ein Licht auf den "Etikettcharakter" im Unterschied zum "Prozeßcharakter" von Situationen. Mit dem "demonstrativen Varietätenwechsel" wird weiterhin ein eigentümlicher Typus von code switching erörtert.

1 Einleitung

1880 schreibt Hermann Paul in seinen "Principien der Sprachgeschichte": "In jedem gebiete, für welches eine gemeinsprachliche norm besteht, zeigen sich die sprachen der einzelnen individuen als sehr mannigfache abstufungen. Zwischen denen, welche der norm so nahe als möglich kommen, und denen, welche die verschiedenen mundarten am wenigsten von der norm inficiert darstellen gibt es viele vermittlungen. Dabei verwenden die meisten individuen zwei, mitunter sogar noch mehr sprachen, von denen die eine der norm, die andere der mundart näher steht. (...) Es kommen natürlich auch individuen vor, die sich nur einer sprache bedienen, einerseits solche, die in ihrer natürlichen sprache der norm schon so nahe kommen oder zu kommen glauben, dass sie es nicht mehr für nötig halten sich derselben durch künstliche bemühungen noch weiter zu nähern, andrerseits solche, die von den bedürfnissen noch unberührt sind, die zur schöpfung und anwendung der gemeinsprache geführt haben." (Paul, 1880, 274-275).

In dieser Beschreibung ist von drei Sprechertypen die Rede, die sich als tendenziell *einsprachig-dialektal*, als tendenziell *einsprachig-hochsprachlich* und als

zweisprachig-bivalent charakterisieren lassen. Aus der Erkenntnis, wieviele Sprecher jeweils zu den einzelnen Typen gehören, läßt sich das erste Profil einer Sprachlandschaft gewinnen. Man weiß dann zwar noch nichts darüber, wie die Menschen in der sprachlichen Interaktion miteinander umgehen, hat indes grundsätzliche Parameter zur Bestimmung der Rahmenkonstellation zur Verfügung.

Die Veranstalter des Colloquiums "Dialekt und Standardsprache" haben in ihrer Aufgabenstellung zwei Dinge hervorgehoben: Im Blick auf die Sprachregion, für die Aussagen gemacht werden, soll man darüber berichten, welche Veränderungen in der Wechselbeziehung zwischen Dialekt und Standardsprache vor sich gehen, und inwieweit der Dialekt durch Funktionsverluste auch Strukturverluste erleidet.

Für eine seriöse Auskunft zu diesen Fragen erscheint es mir nötig, die Rahmenkonstellation der Rheinlande unter sprachdemographischen Aspekten kurz zu erörtern, d.h. gewissermaßen das sprachlich-soziale Relief darzustellen, in dem die Größen Dialekt und Standardsprache "interagieren". Hermann Pauls klarsichtige Bestimmungen werden dabei als Gliederungsprinzipien zugrunde gelegt.[1]

1. Der einsprachig-dialektale Sprechertypus hat sprachhistorisch gesehen bis ins 20.Jahrhundert hinein eine – auch quantitativ – bedeutende Rolle gespielt. Dies ist heutzutage sicher nicht mehr der Fall, der "reine", univalente Dialektsprecher bildet eine Art von Fossil. Bei längerem Suchen ließen sich möglicherweise noch einige Exemplare finden, insgesamt stellt dieser Sprechertypus im Rheinischen jedoch eine marginale Größe dar.

(Damit ist keineswegs behauptet, es gebe nicht unter Umständen Sprecher, die die Standardsprache nicht sprechen *wollen*. Eine zumindest rudimentäre Beherrschung des gesprochenen Standards ist aber bei der überwältigenden Mehrheit der Sprecher anzusetzen. Personen, die "von den bedürfnissen noch unberührt sind, die zur schöpfung und anwendung der gemeinsprache geführt haben ..." (Paul, 1880, 275), sind äußerst rar).

2. Erheblich bedeutsamer – nach Zahl und Wirkung – ist das direkte Gegenteil: der tendenziell einsprachig-hochsprachliche Sprecher. Dieser kann aufgrund seiner Biographie entweder "dialektun*kundig*" oder aber "dialektun*willig*" sein. Zur quantitativen Bestimmung dieser Gruppe läßt sich – in ungefährer Schätzung – zurückgreifen auf bevölkerungsstatistische und sprachdemoskopische Daten. So ermittelte in den 60er Jahren das statistische Landesamt Nordrhein-Westfalen für den Oberbergischen Kreis einen Anteil von 24% Ost-Vertriebenen bzw. Übersiedlern aus der ehemaligen Ostzone.(Macha, 1981, 33) Andere Landkreise der

Rheinlande haben zwar geringfügigere Prozentsätze zu vermelden, aber eines ist evident: die vom 2. Weltkrieg bedingte "Zwangsmobilität" hat mit späterer freiwilliger Mobilität zu einer Populationsdurchmischung starken Ausmaßes geführt. Nicht zuletzt daraus erklärt sich auch, weshalb 1983 bei einer Repräsentativ-Umfrage zur Dialektkompetenz 43.6% der nordrhein-westfälischen Befragten angaben, sie könnten "die Mundart hier aus der Gegend" *nicht* sprechen.[2]

Mit den angeführten Gründen hat es zu tun, daß in den Rheinlanden die *in* der Landschaft gesprochene Sprache nicht identisch ist mit der autochthonen Landschaftssprache. Es gibt also dort ein Auseinanderfallen von "Kommunikationsgemeinschaft" und "Dialektgemeinschaft" (Mattheier, 1990, 6, unter Bezug auf Zabrocki, 1970). Ein weiterer Punkt ist zu bedenken: in diesem Beitrag wird stets die Pluralform "die Rheinlande" benutzt. Damit wird nicht nur der Territorialgeschichte des Landstrichs Rechnung getragen, sondern zugleich auch eine nachweisliche dialektsoziologische Heterogenität akzentuiert. Nach Ergebnissen der Rheinland-Umfrage unseres Instituts (Hoffmann/ Macha, 1985) vom Anfang der achtziger Jahre ist die regionale Verschiedenartigkeit im Dialektgebrauch bemerkenswert. Es lassen sich "Dialektbastionen" (etwa im südlichen Hunsrück) feststellen, denen Teilregionen gegenüberstehen, die – wie z.B. das niederrheinische Grenzgebiet oder in ganz starkem Maße das Bergische Land – insgesamt als dialektfern einzustufen sind. Daß solche unterschiedlichen Regionaldaten zu verschiedenen Grundierungen eines sozio-dialektologischen Bildes vom "Rheinland" führen müssen, liegt auf der Hand. (Macha, 1986, 303-305).

Wenn auch in den einzelnen Regionen graduell verschieden, so ist doch die Durchmischung der Population für das Verständnis der rheinischen Sprachgebrauchsverhältnisse ein wichtiger Faktor.

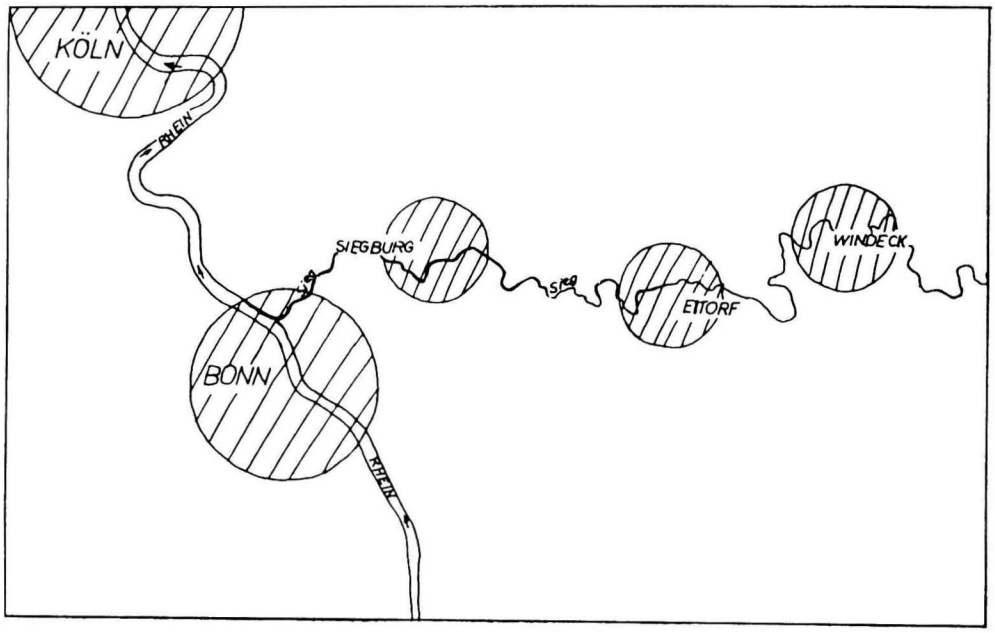
Das Nebeneinander von eher standardgeprägter und eher dialekt-geprägter Redeweise ist typisch, und das nicht nur *interindividuell*, sondern auch *in den Individuen selbst*.

3. Damit ist derjenige Sprechertypus angesprochen, dessen Sprachproduktion im folgenden genauer analysiert werden soll: der zweisprachig-bivalente Sprecher. Es handelt sich um eine quantitativ erhebliche Gruppe von Individuen mit Verfügungsgewalt über zwei Sprachvarietäten, von denen – im Sinne Pauls – die eine der Norm, die andere der Mundart näher steht. Bei solchen "Wanderern zwischen zwei Welten", die sich mehr oder minder souverän in einem sprachlichen "Möglichkeitsraum" (Schönfeld, 1985) bewegen, ist die Interaktion zwischen Dialekt und Standard von besonderem Interesse.

Zwei Fragekomplexe sind zu erörtern:

- Sprachstrukturelle Aspekte
  Welche Ausprägung hat die Sprache ripuarischer Sprecher, wenn diese a) intentional den Ortsdialekt realisieren und b) wenn sie intentional die Standardsprache realisieren?
- Sprachverwendungs-Aspekte
  Wie verteilt sich der Gebrauch von Dialekt und Standardsprache auf Domänen und/oder Situationen?

Die empirische Bezugsbasis wird von objektsprachlichen und metasprachlichen Daten gebildet, die in erster Linie einer Erhebung entstammen, die ich 1985/86 bei 36 Handwerksmeistern aus den an der Sieg gelegenen Gemeinden Siegburg, Eitorf und Windeck durchgeführt habe.[3]



2 Der Intendierte Ortsdialekt (IOD)

Veranlaßt man einen Mundartsprecher, bestimmte Sätze in den Ortsdialekt zu übertragen, so liefert er das, was ihm im gegebenen Augenblick als Verwirklichung der Ortsnorm einfällt und auf die Lippen kommt. Angesichts der Unwägbarkeiten, die bei einer solchen "Spontan-Produktion" eine Rolle spielen, hütet sich der Forscher mit Recht davor, die künstlich erzeugte Mundart mit der tatsächlich gesprochenen Mundart einer Gemeinde gleichzusetzen. Dennoch ergeben sich für eine vorsichtige Deutung, die sich der methodischen Problematik von "Wenker-Sätzen auf Tonband" (Ruoff, 1965) bewußt ist, wichtige Ansatzpunkte. Um einen diachronen Vergleich zu ermöglichen, wurden die Original-Fragebögen des Deutschen Sprachatlasses von 1884/85, die die Untersuchungsgemeinden betreffen, neu gelesen und ausgewertet. Welche Fakten und Tendenzen lassen sich nun bei einer Gegenüberstellung der IOD(ALT) mit den IOD(NEU) konstatieren?

Insgesamt stellen die IOD-Realisierungen von heute ebenso die Produkte einer – mit Abstrichen – geteilten Ortsnorm dar, wie dies auch vor hundert Jahren der Fall war. Im Vergleich mit den jeweiligen Alt-Dialekten werden jedoch Veränderungen greifbar, die Umstrukturierungen auf lautlichem, morphologischem und lexikalischem Sektor betreffen. (Syntaxwandel ist mit Vorlage-Sätzen nicht zu fassen.)

Zur Illustration folgen die unterschiedlichen Realisierungen des Wenker-Satzes Nr. 39:

Schema 1

Schrift-sprache	Geh	nur	der	braune	Hund	tut	dir	nichts
Standard-aussprache	ge:	nu:ʁ	de:ʁ	bʀaʊnə	hʊnt	tu:t	di:ʁ	nɪçts
Stadt-kölnisch alt	jaŋk	nu:ʁ	də	bʀʊŋɔ	hʊŋk	dɛ:t	də	nɪks
Siegburg alt	Gangk	nur eckersch	de	bronge	Hongk	deht	de der	nöks nüüß
Siegburg neu	jaŋk	nu:ʁ	dɔ	bʀʊŋɔ	hʊŋk	dɛ:t	də	nɪks
Eitorf alt	Gangk	eckersch	de	brong	Hongk	deiht deht	dir de	nöks
Eitorf neu	jaŋk	nu:ʁ	de:ʁ	bʀʊŋɔ	hʊŋk	dɛ:t	də	nɪks
Windeck alt	Gangk	nur eckersch	de	brong	Hongk Hont	deht	der	neks niks
Windeck neu	jaŋk gaŋk xaŋk	nu:ʁ	de:ʁ	bʀʊŋɔ	hʊŋt	dɛ:t	də di:ʁ	nɪks

Zur Erläuterung:

"jangk", der Imperativ Präsens Aktiv von "gehen", findet sich in Siegburg und Eitorf obligatorisch, sowohl vor einem Jahrhundert als auch heutzutage. Eine Ausnahme bildet Windeck: Dort wird fakultativ der anlautende, stimmhafte Plosiv auch als Ach-Laut gesprochen, also in Richtung auf [x]. Die "g"-Schreibung der Fragebögen von 1884/85 symbolisiert in allen Gemeinden einen Reibelaut.

Auffällig ist die komplette Ersetzung des an zweiter Stelle im Satz stehenden Modaladverbs. "Eckersch", dessen sprachhistorische Wurzeln sich bis ins Althochdeutsche zurückverfolgen lassen, fehlt unter den heutigen Varianten. In den IOD(NEU) gibt es nur noch "nur".

Für die Lexeme "braun" und "hund" wurden in den IOD(ALT) übereinstimmend vokalische Varianten von "o" notiert, d.h. etwa "brong" und "hongk". Die Lautanalyse der IOD(NEU) legt es nahe, von einem nicht-gesenkten Kurzvokal

auszugehen, also [bʀʊŋ] und [hʊŋʁ]. Man sieht beim Lexem "hund" im IOD(ALT) von Windeck nebeneinander die velarisierte und die nicht-velarisierte Variante, heutzutage dominiert die nicht-velarisierte Form.

Die alte Variante "nüüs" ist im gegenwärtigen Platt weitestgehend abgelöst durch das großregionale "niks".

Soviel zum Beispielsatz. Aus der vergleichenden Analyse einer Reihe weiterer abgefragter Sätze lassen sich zusätzliche Indizien für die These gewinnen: Formen der Alt-Dialekte, die typisch für ein mundartliches Ortsprofil waren, treten im Neu-Dialekt stark zurück. Im Lexem "winter" war vor einhundert Jahren prinzipiell Velarisierung geläufig, also "wöngkter", "wongter" u.ä., jetzt erscheint die Form nur noch vereinzelt oder sie ist verschwunden.

In "gebracht" existierten seinerzeit nur Varianten ohne Präfix, heute findet sich nahezu ausnahmslos die präfigierte Form, realisiert mit Reibelaut [j]. Es ließe sich eine ganze Reihe weiterer Veränderungen und Ersetzungen anführen.

Da ein kräftiger Prozentsatz der historischen Mundartformen in den IOD(NEU) nicht mehr auftaucht, stellt sich die Frage, in welcher Richtung die Varianten-ersetzung abgelaufen ist. Eine genaue Betrachtung zeigt neben der bedeutenden Wirkkraft Standardsprache auch den massiven Einfluß desjenigen ripuarischen Dialekts, der in und zwischen Köln und Bonn gesprochen wird. Die IOD(NEU) von der Sieg haben den Anteil entsprechender Elemente um einiges, z.T. sogar stark erhöht. Die Herkunft vieler sich durchsetzender Koine-Varianten liegt in der Rheinschiene der südlichen Köln-Bonner-Bucht; die dort gelegenen urbanen Zentren strahlen sprachlich offenbar in die nähere und auch weitere Umgebung aus. (Bubner, 1935, 181)

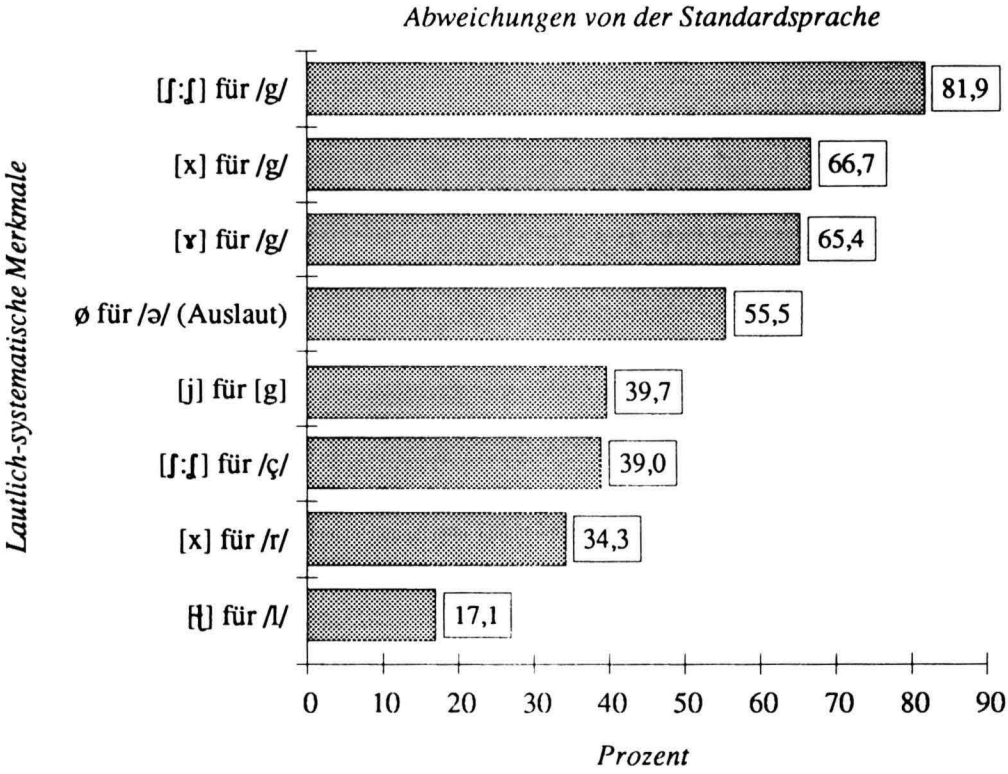
3 Die Interview-Sprache

Im folgenden tritt das sprachspektrale Gegenteil zum Intendierten Ortsdialekt ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Wie sieht die Sprache aus, die sich an die Standardnorm des Deutschen annähert?

In letzter Zeit ist die Frage einer normgerechten Aussprache u.a. von König neu aufgegriffen und empirisch untersucht worden (König, 1989). Im Unterschied zu dieser Studie, die Lesesprache analysiert, beziehe ich mich auf Interview-Sprache.

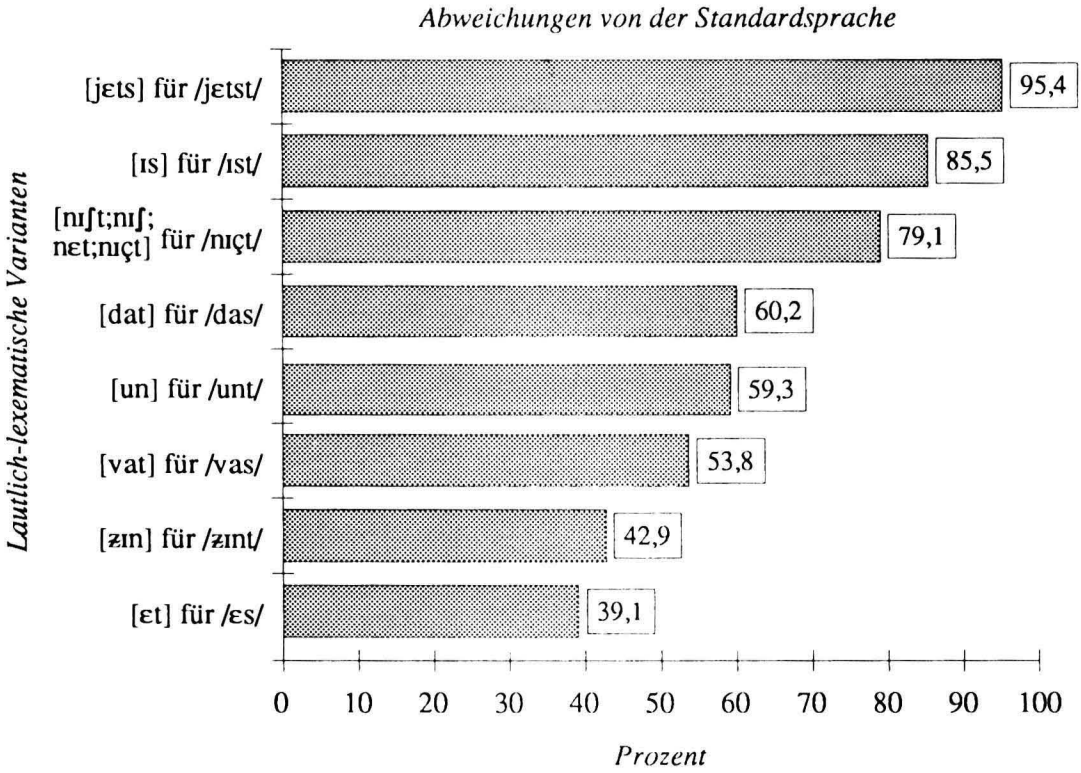
In aller Regel ist diese Sprache durch eine Vermeidung genuin-ripuarischer Basismerkmale gekennzeichnet. Solche typischen Marker wären im Konsonantismus etwa der charakteristische Lautverschiebungsstand, speziell bei der p/pf-Variable, der Reibelaut in der b/v-Variable oder die Velarisierung. Bei den Vokalen ist es etwa die Erhaltung der alten palatalen Längen, das Fehlen der Diphthongie-

rung. (Beckers, 1980) Diese und vergleichbare Dialektmerkmale finden sich in der Interviewsprache des untersuchten Personenkreises nicht. Das bedeutet: Wenn die Handwerksmeister beabsichtigen, sich standardsprachlich zu äußern, dann operieren sie auch vom System der Standardsprache aus. Es wird gewissermaßen mental das Programm "Hochsprache" in Geltung gesetzt. Deshalb entfällt für eine ganze Menge von Dialektspezifika die Möglichkeit ihrer Realisierung. Viele Varianten, die im "Dialekt-Speicher" des Individuums aufgehoben und bei Bedarf abrufbar sind, werden von diesen Sprechern *nicht* auf eine graduell geringere Auftretensfrequenz zurückgefahren, wie man es bei einer Reihe von Sprechern aus Erftstadt-Erp vermuten kann (Mattheier, 1980; 1984; dazu neuerdings Lausberg 1989,25), sondern sie sind auf 0 reduziert. In diesem Faktum drückt sich aus, daß die untersuchten Handwerksmeister aufgrund eines lang praktizierten Code switching weitreichende Kompetenzen in beiden Varietäten erworben haben.



Gleichwohl ist die Interview-Sprache nicht gleichzusetzen mit lupenreiner Ausprägung der Standard(aus)sprache. Bezogen auf die deutschen Hochlautungs-

normen (Duden, 1974; Siebs, 1969) hält sich ein begrenztes Set abweichender Varianten. Solche Erscheinungen treten nicht obligatorisch auf, sie haben aber bei einer quantitativen Auswertung im Type-token-Verfahren mehr als 15% Anteil. Damit ist ihre Häufigkeit nicht mehr zu vernachlässigen. In der Interview-Sprache stehen sie in friedlicher Koexistenz neben ihren standardsprachlichen Zwillingsformen. Die beigefügten Diagramme dokumentieren Art und Häufigkeitsgrad der frequentiell relevanten Nichtstandard-Varianten. Dabei wird zwischen "lautlich-systematischen" und "lautlich-lexemgebundenen" Merkmalen unterschieden.



Eine abstrakte Variantenauflistung nach Häufigkeit wird durch Wortbeispiele sprechender. Die "lautlich-systematischen Merkmale" betreffen das Auftreten etwa in folgenden Wörtern (vgl. S. 8)

- [ʑaɬts] "Salz"; [fi:ɬ] "viel"
- [gaxtn̩] "Garten"; [vɪxt] "Wirt, wird"
- [ɪʃ] [ɪʃ] "ich"; [mɛnʃn̩] "Männchen"
- [jants] "ganz"; [bi:jən] "biegen"; [mɔʁjən] "Morgen"

- ich [kɔm] "komme"; ich [maɪn] "meine"
- [va:ʁən] "Wagen"; [bo:ʁən] "Bogen"
- [ʑaxtə] "sagte"; [tro:x] "Trog"
- [kʀɪʃtə] [kʀɪʃtə] "kriegte"; [ve:ʃ] [ve:ʃ] "Weg"

Zusammenfassend läßt sich festhalten: Es gibt also einiges, was von den "Reinheitsgeboten" deutscher Aussprachewörterbücher abweicht. Aufschlußreich ist nun, welche Herkunft die einzelnen Devianzen haben. Im Sinne von Dialektremanenz bzw. als "dialektale Direktanzeigen" (Besch) lassen sich die Realisierung des "dicken l", die Verwendung der Kleinwörter "dat, wat, et", der Ausfall des finalen Dentals in den Kurzwörtern "sind, und, ist, jetzt" sowie die Reibelaut-Varianten der [g]-Artikulation erklären. Bei den zwei letztgenannten Merkmalen kann man aber außer einem Bezug zum Ripuarischen auch andere Aspekte veranschlagen.

So finden sich in dialektfreier Rede ebenfalls hohe Anteile an finalem Dentalausfall, das Phänomen gehört zu den "Schwachen Formen". (Kohler, 1977, 224-225)

Im Bereich der [g]-Realisierung sind die Reibelaut-Varianten nach Kurzvokal oder Liquid vor stimmlosem Obstruent nicht im originär-ripuarischen Dialekt verwurzelt: solche Formen wie [ʑaxt] für "sagt" oder [kʀɪʃt] für "kriegt" kommen irgendwoher aus dem Niemandsland zwischen Dialekt und Standardsprache.[4]

Bei der Negationspartikel "nicht" gibt es ein interessantes Varianten-Splitting in originär-dialektale Formen [nɛt ; nɪt] und in sprachhistorisch offenbar neuere, koronalisierte Bildungen [nɪʃ ; nɪʃt].

Ohne erkennbare Basis in der zentralripuarischen Mundart ist ein weiteres Abweichungsmerkmal: die Ach-Laut-Realisierung beim geschriebenen "r" vor Dental ([baxt] – dialektal: [ba:t] – geschrieben: "bart").

Außerdem sei die zum Zischlaut gehende Artikulation des Ich-Lauts [ç] und des auslautenden "g" genannt (Beispiele: glückli[ʃ] für "glücklich" und trauri[ʃ] für "traurig"). Beide Phänomene entstammen lautlichen Entwicklungsprozessen, die in jüngerer und jüngster Zeit im mitteldeutschen Sprachraum ablaufen. (Herrgen, 1986) Bellmann verwendet in ähnlichem Zusammenhang den Terminus "Neuer Substandard".(Bellmann, 1983)

Nicht originär-ripuarisch, sondern im südlichen mitteldeutschen und im oberdeutschen Sprachraum beheimatet ist die "e"-Apokope der 1.Ps.Sg.Präsens des Verbs. (Beispiel: "ich komm") Sie läßt sich außerdem auch als überregional-sprechsprachlich auffassen.(Kohler 1977, 214-215)

Zusammenfassend kann man konstatieren: Die frequentiell relevanten Abweichungen vom Standard, die sich in der Interview-Sprache der untersuchten

Sprecher feststellen lassen, haben gewissermaßen "verschiedene Väter". Neben autochthon-dialektalen Einflüssen sind gleichfalls die Auswirkungen sowohl überregional-sprachlicher als auch spezifisch sprechsprachlicher Komponenten faßbar.

4 Gebrauch der Sprachvarietäten

Bisher wurde erörtert, welche sprachstrukturellen Ausprägungen die beiden Extreme eines Varietätenspektrums Dialekt-Standardsprache bei ripuarischen Sprechern zeigen. Im folgenden geht es um die Frage: Wie ist der Gebrauch der Varietäten auf Domänen bzw. Situationen des alltäglichen Lebens verteilt?

Ich beschränke mich hier auf die Darstellung einiger wichtiger Punkte:

1. Macht man mit dem Domänenkonzept eine sektorielle Gliederung gesellschaftlicher Lebensbereiche zum Maßstab und überprüft man den Zusammenhang mit Sprachgebrauch, so findet sich auch in den Rheinlanden das hinlänglich bekannte Distributionsmuster. D.h. von den Extremen her betrachtet: in der Domäne "Freundschaft" ist die Wahrscheinlichkeit der Dialektverwendung am größten. Sehr viel weniger wahrscheinlich ist Mundart bereits bei der "Arbeit" und am unwahrscheinlichsten beim Besuch auf dem "Amt".

Zu demselben Resultat gelangt man, wenn mittels eines Formalitätskonzepts die Situationen nach ihrem atmosphärischen Gehalt als "eher formell" bzw. "eher informell" klassifiziert werden: je formeller eine Situation ist, desto wahrscheinlicher wird der Gebrauch von Standardsprache.

An den drei Lebensbereichen "Arbeit", "Familie" und "Nachbarschaft" (Mioni, 1987,170) soll demonstriert werden, daß die Dinge in Wahrheit keineswegs so einfach liegen, wie das Domänen- und das Formalitäts-Konzept suggerieren. Fragt man rheinische Gewährspersonen: "Welche Sprache reden Sie bei der Arbeit? (in der Familie; in der Nachbarschaft)", so ist die nahezu stereotype Antwort: "Das kommt darauf an." Und sehr oft wird der Sprachgebrauch dann nach unterschiedlichen Kommunikationspartnern spezifiziert.

So betonen rheinische Handwerksmeister übereinstimmend, daß in den wechselnden personalen Zusammenhängen des Arbeitslebens auch sprachlich verschieden agiert wird, ja im Sinne einer "flexible response" agiert werden muß. Dabei macht man von der Verfügungsgewalt über Dialekt und Standardsprache effektiv Gebrauch.

> ja Begrüßung, Vorstellen erst mal hochdeutsch und dann merkt man natürlich an dem Gesprächspartner – aber das geht ja im Unterbewußt sein, das macht man nicht bewußt, das merkt man am Gesprächspartner, je nachdem, wie der sich

ausdrückt, der spricht auch Dialekt oder spricht keins und dementsprechend – wir führen sehr viele Verkaufsgespräche auch im Dialekt ...

(Aus dem Interview mit einem Kfz-Meister).

Im Blick auf "Sprache in der Familie" ist für die Rheinlande seit längerem bekannt, daß der familiäre Kommunikationspartner in diesem Zusammenhang einen wichtigen Differenzierungsfaktor darstellt. (Klein, 1983, 179-180) Auch eingefleischte Dialektsprecher räumen ein, sie würden – zumindest intentional – gegenüber der nachwachsenden Generation eine standardnahe Sprechweise gebrauchen. Man kann insgesamt von einer generationsspezifischen Stufung im verbalen Verhalten ausgehen: die mittlere Generation der ca. Vierzigjährigen orientiert ihre Sprechweise den eigenen Kindern gegenüber eindeutig am Standard, mit den Eltern wird – wenn es früher so üblich war – auch heute noch Dialekt gesprochen.

Nun mag man einwenden: Was hier als generelle Tendenz behauptet wird, gründet in erster Linie auf erfragten Meinungen, Selbst- und Fremdeinschätzungen. Vielleicht gaukeln sich die Menschen mit ihrem programmatischen "Hochdeutsch im Erziehungsprozeß" aber auch nur etwas vor? Die Diskrepanzen zwischen der Meinung über ein Verhalten und dem Verhalten selbst sind aus der Sozialforschung ja hinlänglich bekannt. Anhand zweier Beispiele realen, live-mitgeschnittenen Sprachgebrauchs soll gezeigt werden, daß die erklärte Absicht, mit den eigenen Kindern eher in der Standardsprache zu verkehren, ins alltägliche Sprachleben umgesetzt wird bzw. umzusetzen versucht wird.

Beispiel 1: Siegburger Backstube. 6.30 Uhr. Der Sprachkontakt zwischen dem Bäckermeister, den Gesellen und Lehrlingen läuft vorwiegend im Dialekt ab. Plötzlich wendet sich der Meister an seine, im Laden tätige Tochter mit dem Wunsch, sie möge eine bestimmte Bestellung vorbereiten.

Kind, machste mir-ęt fächtisch? Tu- i ęt naheer schnäl ausschraibęn, ja, nę?
Jǫ, dan kan isch misch dęräk draanjäwę.[5]

In den beiden Fragen weicht die Redeweise krass vom üblichen Backstuben-Ton ab. Hier wird die Sprache kräftig in Richtung Standardpol verändert,wohlgemerkt: gegenüber der Tochter. Im Ortsdialekt würden die Passagen ungefähr heißen: "Kink, määste mir et feadisch? dan don isch et nahee flück usschriwwe." Die Annäherung an die Standardsprache im Originalzitat behält allerdings rheinisch-großregionale Merkmale bei. Die Schlußsequenz ist – im Mitschnitt deutlich hörbar – nicht zur Tochter, sondern als Selbstverständigung gesprochen, sie ist im Ortsdialekt gehalten.

Beispiel 2: Siegburger Metzgerei. Telefonat des Metzgermeisters A mit seiner siebenjährigen Tochter und seiner Mutter.

A (mit Tochter):
ja, warum has du soon Teater gemacht, - he? Sa ma wat is los, wat is gebaken? Nain, di Mama is am bediinen, wodrum geets?
(Pause, Sprecherwechsel)

A (mit Mutter):
jaa, – jaa, eheähe, joo doo mos de em ens eene hinge drüwe jäwe, moste em ens eene hinge drüwe jäwe – nää, kans em saare, isch hät im ja wat veschproche, dat et sing Meeditsiin, di schainbaa sait tswai ode drai Moonaaten fälisch is, dat et dii dan noch ens krit, ne, ja, ja don don me datens graat, ode is et afjehaue?
(Pause, Sprecherwechsel)

A (mit Tochter):
halo – ä, wän de disch daa nit anschtändisch auffüüers, du isch hab dir ja diise Woche wat veschprochen, ne, dat daine länks überfälije Meditsiin, dat-e di dan kris, ist dat klaar? ja? – Bis nachheer, bis – ja juut, ales klaar, un vesuuchste disch ma wat anders auftsufüüren, ne? Mus nit die Oma da lang machen, juut? – Verschprochen oder nich? Nit tschöö, sondern verschprochen? Jaa oder nain? –haloo? Woont da kainer? – jut, ales klaar, tschüs

In der Sprache dieses Telefonats fällt der deutliche, adressatenbezogene Wechsel der Redeweise ins Auge. Gegenüber der Tochter wird eine stramm am Standard orientierte Sprachlage gewählt, wenngleich einige dialektale bzw. substandardliche Interferenzen bestehen bleiben. Dagegen herrscht im Gespräch mit der Mutter der Ortsdialekt vor.

Auch die Domäne "Nachbarschaft" ist in vielen Fällen heterogen strukturiert. Dementsprechend bietet sich ein, auch vom Sprachgebrauch her gemischtes Bild: mit manchen Nachbarn spricht man Mundart, mit anderen Standardsprache. Dieses Resultat erhält man als Explorator sogleich, wenn man fragetechnisch die konkreten Bezugspersonen des Nachbarschafts-Netzwerkes in den Blick nimmt und sich nicht nur oberflächlich-abstraktiv nach "der" Sprache mit "den" Nachbarn erkundigt.

Am zuletzt geschilderten Zusammenhang wird erkennbar, daß die Anwendung eines statisch verstandenen Domänenkonzepts für die rheinische Sprachwirklichkeit nur begrenzten Erkenntniswert mit sich bringt. Jede personenspezifisch angelegte, detaillierte Analyse bringt Sprachgebrauchsverhältnisse an den Tag, die in sich höchst komplex strukturiert sind: Sprachgebrauchsverhältnisse nämlich, die den Reflex einer durch Mobilität erzeugten Mischgesellschaft darstellen und deren Bruchlinien auf Schritt und Tritt in außerfamiliären wie in familiären Lebensbereichen nachgezeichnet werden können.

Mit der Aufweichung scheinbar klarer Fronten hat auch der nächste Punkt dieses Beitrags zu tun. Es scheint angeraten, bei Kommunikationssituationen zwischen *Etikettcharakter* und *Prozeßcharakter* zu differenzieren. Was damit gemeint ist, soll die folgende Äußerung eines Elektromeisters im Interview illustrieren:

> ... zum Beispiel in den Meisterprüfungsausschüssen ist natürlich die Sprache dem Kandidaten gegenüber diejenige des Hochdeutschs, aber trotzdem kommen dann immer wieder durchaus von beiden Seiten solche spontanen Einwände oder Fragen oder irgendwas, wo dann doch der Dialekt mitklingt ...
>
> ... die Grundwahl ist also Hochdeutsch, aber in welchen Fällen kommt denn der Dialekt?
>
> ... ja, es kommt ... wie kann man's definieren ... also, wenn so ein Prüfmeister dann den Kandidaten noch mal so etwas ganz besonders ans Herz legen will oder wenn er über irgendein Nichtwissen ganz besonders erstaunt ist, dann sagt er: Ja Mensch, dat mööt ir doch wisse! So, in dieser Art, also wenn diese normale glatte Bahn verlassen wird, dann kommt es eben zur Anwendung des Dialekts ...

Die Gleichung "Eine Situation = Eine Sprachvarietät", die sprachdemoskopischen Umfragen zu eindeutigen Korrelationen verhilft, muß also relativiert werden. (Macha, 1985) Die Dynamik, die jeder kommunikativen Interaktion eigen ist, läßt den abrupten Wechsel zwischen Dialekt und Standard ebenso zu wie fließende, sich in diversen Mischungen konkretisierende Übergänge.

Eine letzte Beobachtung zur Dialekt-Standard-Interaktion in den Rheinlanden sei noch vorgestellt. Sie betrifft den Zusammenhang zwischen eigener Varietätenoption und der vom Gegenüber vorgelegten Redeweise. Dabei scheint prinzipiell ein Streben nach sprachlicher Anpassung zu bestehen. Ganz gleich, ob es sich beim vom Kommunikationspartner vorgelegten Sprachmodus um Dialekt oder um Standardsprache handelt, tendiert man zu einer Reaktion in derselben Varietät. Bivalente Kompetenz stellt die Voraussetzungen für eine solche "accomodation of speech styles" (Giles/St Clair, 1979) bereit. Durchaus häufig ergibt sich dabei jedoch offenbar ein "Problem der falschen Tonart", d.h. dem Angesprochenen erscheint die Varietätenwahl nicht angemessen. Dieses Bewußtsein inadäquater Varietätenverwendung kann sowohl Dialekt als auch Standardsprache betreffen, es löst ein Bedürfnis nach Korrektur des Mediums aus. Es zeigt sich nun eine Art von paralleler, aber spiegelverkehrter Motivation: Unpassende Nähe und Vertrautheit zwischen den Gesprächspartnern werden in Richtung auf größere Distanz korrigiert, man geht vom Dialekt in die Standardsprache.

Umgekehrt wird unpassende Distanziertheit aufzubrechen und zu verändern versucht, indem statt Hochdeutsch der Dialekt ins Spiel gebracht wird. Ein solcher Typ von Code switching – man könnte ihn "demonstrativen Varietätenwechsel" nennen – hat einen interessanten theoretischen Stellenwert. Im Normalfall geht

der Soziolinguist ja davon aus, daß die Veränderung situativer Parameter eine Veränderung der Varietätenverwendung nach sich zieht. Beim "demonstrativen Varietätenwechsel" ist es umgekehrt: Man ändert bewußt die Redeweise, damit der Charakter der Situation ein anderer wird.

5 Schlußwort

Den Abschluß dieses Beitrages bilden einige Thesen, die die angesprochenen rheinischen Befunde in größere theoretische Bezüge einordnen sollen:

1. Mit Bellmann möchte ich behaupten: In der Sprachverwendung ist die "grundsätzliche Alternativität der Varietäten" Dialekt und Standardsprache nicht mehr in dem Maße wie früher gegeben. (Bellmann, 1983, 117)

2. Eine stabile Funktionsteilung zwischen den zwei koexistierenden Varietäten ist nicht mehr vorhanden, jedenfalls nicht in der Form eines kontradiktorischen Gegensatzes zwischen Standard und Dialekt. Aus dem Exklusivitätsverhältnis (wo S ist, kann nicht D sein. Und vice versa.) hat sich ein eher konträrer Gegensatz entwickelt. Das bedeutet: Dialekt und Standard sind in manchen gesellschaftlichen Bereichen zueinander in ein verträglicheres Verhältnis getreten. Dem korrespondiert soziolinguistisch ein Prozeß der "situativen Entkoppelung sprachlicher Varietäten".

3. Im Hintergrund dieser Entwicklungen steht m.E. ein seit längerem wirksamer gesellschaftlicher Trend. Es zeichnen sich Tendenzen zu einer Interpenetration, also zu einer wechselseitigen Durchdringung früher eher getrennter lebensweltlicher Sphären ab. Damit wird die ehemals extrem starre Front zwischen "formell" und "informell" zunehmend brüchig und z.T. unterlaufen. Die strikte Zuordnung von Lebensbereich und typischer Symbolverwendung wird relativiert, worin man zugleich wachsende Normentoleranz sehen kann.

Abteilung für Sprachforschung, Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn, Bundesrepublik Deutschland.

Fußnoten

[1] Die Aufgabe, über den Sprachgebrauchszustand in einer Region Auskunft zu geben, bringt es mit sich, Daten unterschiedlicher Herkunft sowie eigene Meinungen und Wertungen in der Darstellung zu verbinden. Das Problem des Belegzwanges stellt sich dabei in einer zugespitzten Weise: Was wir flächendeckend haben, sind Umfrageergebnisse zum Sprachgebrauch, hinzu treten örtlich-punktuelle, sozio-dialektologische "Tiefenbohrungen". Wie sich letztlich das Urteil über den fraglichen Gegenstand zusammensetzt, hat viel mit der subjektiven Einschätzung des Beurteilers zu tun.
Um zumindest in Ansätzen eine Rekonstruktion meiner Urteilsbildung zu ermöglichen, sei hier verwiesen auf eigene empirische Studien der achtziger Jahre, in denen der Sprachverwendung verschiedener Generationen und Sozialschichten aus unterschiedlichen Teilregionen der Rheinlande nachgespürt wurde: Macha 1981; Macha/Weger 1983; Hoffmann/Macha 1985; Macha 1986; Macha 1989.

[2] Die Quantitätsangabe entstammt der Auswertung einer vom Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Bonn, Abteilung Sprachforschung in Auftrag gegebenen Umfrage, die 1983 vom Institut für Demoskopie Allensbach durchgeführt wurde. Die Publikation der Ergebnisse ist in Vorbereitung.

[3] Vgl. zur sozio-dialektologischen Theorie und zur empirischen Praxis dieses Projekts Macha 1989; vgl. zur geographischen Situierung die beigefügte Karte.

[4] Was hier metaphorisch als "Niemandsland" umschrieben wird, harrt der genaueren Erforschung. In meiner Habilitationsschrift habe ich einige Überlegungen zu dieser Frage vorgelegt. (Macha 1989).

[5] Die Transkription dieses und des nächsten Sprachbeispiels erfolgt in der Schreibweise der "Rheinischen Dokumenta", 1986.

Literatur

BECKERS, H.

1980 Westmitteldeutsch. In:Althaus, H.P./Henne, H./Wiegand, H.E. (Hg.): Lexikon der Germanistischen Linguistik.2.Aufl. Niemeyer, Tübingen, 468-473.

BELLMANN, G.

1983 Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier, K.J. (Hg.): Aspekte der Dialektologie. Niemeyer, Tübingen, 105-130.

BUBNER, R.H.

1935 Untersuchungen zur Dialektgeographie des Bergischen Landes zwischen Agger und Dhünn. Elwert, Marburg.

DUDEN

1974 Aussprachewörterbuch der deutschen Standardsprache. 2. völlig neu bearb. und erw. Aufl. Bearb. v. M. Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Duden Bd 6. Mannheim.

GILES, H., R.N. ST. CLAIR (HG.)

1979 Language and Social Psychology. Oxford.

HERRGEN, J.

1986 Koronalisierung und Hyperkorrektion. Das palatale Allophon des /ch/-Phonems und seine Variation im Westmitteldeutschen. Stuttgart.

HOFFMANN, W., J. MACHA

1985 Meinungen über die Situation des Dialekts. Zu einer Expertenbefragung im Rheinland. In: Besch, W./ Mattheier, K.J. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Kolloquium. Schmidt, Berlin, 201- 212.

KLEIN, E.

1983 Situation und Sprachlage. Untersuchungen zu subjektiven Einschätzungen der Sprachverwendungen unter wechselnden Situationsbedingungen. In: Hufschmidt, J./Klein, E./ Mattheier, K.J./Mickartz, H.: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Forschungsbericht Erp-Projekt Bd 2. Schmidt, Berlin, 117-199.

KÖNIG, W.

1989 Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland, Bd 1 und 2. Hueber, Ismaning.

KOHLER, K.J.

1977 Einführung in die Phonetik des Deutschen. Schmidt, Berlin.

LAUSBERG, H.

1989 Zum situationsabhängigen Sprachverhalten ripuarischer Dialektsprecher. Magisterarbeit (ms.), Bonn.

MACHA, J.
1981 Dialekt/Hochsprache in der Grundschule. Ergebnisse einer Lehrerbefragung im südlichen Nordrhein-Westfalen. Erarbeitet aufgrund der Vorstudien und Erhebungen von W. Besch, W. Hoffmann und K.J.Mattheier. Röhrscheid, Bonn.

MACHA, J., TH. WEGER
1983 Mundart im Bewußtsein ihrer Sprecher. Eine explorative Studie am Beispiel des Bonner Raumes. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 47, 265-301.

MACHA, J.
1985 Sprachdemoskopie und "Sprecherdialektologie". Eine Skizze von Problemen und Möglichkeiten. In: Driemaandelijkse Bladen voor taal en volksleven in het oosten van Nederland 37, 121-132.

MACHA, J.
1986 Dialekt und Standardsprache. Zur heutigen Situation im deutschen Grenzgebiet. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 50, 298-305.

MACHA, J.
1989 Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister. Bonn (ms. Habilitationsschrift) (=Böhlau, Köln, Weimar, Wien 1991).

MATTHEIER, K.J.
1980 Sprachveränderungen im Rheinland. Zum Problem der kontextuellen und situativen Steuerung sprachlicher Veränderungsprozesse. In: Ureland, P.S. (Hg.): Sprachvariation und Sprachwandel. Niemeyer, Tübingen, 121-137.

MATTHEIER, K.J.
1984 Dialektologische und dialektdidaktische Aspekte des Koexistenzmodells und des Variabilitätsmodells. In: Germanistische Mitteilungen des Belgischen Deutschlehrerverbands 19, 5-17.

MATTHEIER, K.J.
1990 Überlegungen zum Substandard im Zwischenbereich von Dialekt und Standardsprache. In: Holtus, G./ Radtke, E. (Hg): Sprachlicher Substandard III. Niemeyer, Tübingen, 1-16.

MIONI, A.M.
1987 Domain. In: Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Hg. v. U. Ammon, N. Dittmar und K.J. Mattheier. Erster Halbband. De Gruyter, Berlin, 170-178.

PAUL, H.
1880 Principien der Sprachgeschichte. Halle.

RUOFF, A.
1965 Wenkersätze auf Tonband? In: Sprechen- Zuordnung-Strukturen. Festgabe seiner Schüler für Eberhard Zwirner. Den Haag, 94- 113.

SIEBS, TH.
1969 Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. Hg.v. H. de Boor, H. Moser, Ch. Winkler. 19. Aufl. De Gruyter, Berlin.

SCHÖNFELD, H.
1985 Varianten, Varietäten und Sprachvariation. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 38, 206-224.

ZABROCKI, L.
1970 Kommunikative Gemeinschaften und Sprachgemeinschaften. In: Folia linguistica IV, 2-23.